

"Himmelhochjauchzend... - ein Leben voller Aufbrüche."

Nachruf auf Doris Janshen¹

Von Sibylle Plogstedt

Doris Janshen ist am 17.2.2009 gestorben. Sie hat den WissenschaftlerInnen der Universität Duisburg Essen das Kolleg für Geschlechterforschung hinterlassen. In der Wissenschaft gebe es zwischen Männer- und Frauenforschung so gut wie keinen Dialog, schrieb Janshen: „Wir meinen, dass es an der Zeit ist, dass Frauen und Männer sich Begegnungsorte suchen, um qualifiziert den Diskurs über das Geschlechterverhältnis aufzunehmen.“ Und sie fuhr fort: „Geschlechterforschung ist ein Zukunftsprojekt, sie wird unter anderem durch einen nicht auf Komplementarität angelegten Dialog vorangetrieben. Es besteht ein Bedarf an einer neuen politischen und intellektuellen Streitkultur zwischen Frauen und Männern, die zukünftige Annäherungen und Versöhnungen ermöglicht.“ Wenn der Gedanke erhalten bliebe, dass die Summe der Frauenforschung und der Männerforschung noch längst keine Geschlechterforschung ist, hätte Doris Janshen eine Bresche in die Forschungslandschaft geschlagen und viele Gendermainstreaming-Ansätze könnten mit Leben erfüllt werden.

Über Doris Janshen zu sprechen ist nicht ganz einfach. Mir als langjähriger Freundin kann es nur gelingen, wenn ich auch über mein Leben rede und die Begegnungen und partiellen Verzahnungen unser beider Leben skizziere. Eine Mischung aus Bewegungspolitik, persönlicher Kommunikation und Wissenschaft.

Zunächst einmal: Doris Janshen lernte ich lange überhaupt nicht kennen. Jedenfalls nicht bis Mitte der 80er Jahre, also der Zeit, von der Doris gesagt hat, dass ich damals innerhalb der Frauenbewegung eine unumstrittene Instanz und im Vollbesitz von Macht innerhalb der feministischen Szene war. Damals war ich Gründerin und Mitherausgeberin der "Berliner Frauenzeitung Courage" und kannte in diesen acht Jahren wohl jede Feministin mit Namen und Texten, Schreibfähigkeiten inbegriffen. Doris Janshen gehörte nicht dazu. Sie mied dieses Feld feministischer Macht.

Dabei war Doris damals durchaus im Frauenbereich tätig, schrieb über Landfrauen, besuchte ein Dorf und interviewte die Bäuerinnen dort. Ihr Thema hatte unmittelbar mit einem Spross dieses Dorfes und seiner Mutter zu tun und ihr ging es um seine Herkunft. Und wohl auch um die Perspektive ihrer Beziehung. Das war nichts, was sie der 'Courage' hätte anbieten wollen.

Bei einem geschichtlichen Thema gab es dann doch eine Begegnung. Und zwar eine unsichtbare. Eine, von der weder ich noch die übrigen 'Courage'-Frauen wussten. Doris Janshen wurde zur Ghostwriterin der 'Courage' und schlich sich an. Damals war sie eng befreundet mit der in der linken und feministischen Szene recht bekannten Ingrid Schmidt-Harzbach. Ich kannte sie aus dem SDS. Mitte der 70er Jahre hatte Schmidt-Harzbach ein Stipendium bzw. eine Stelle am Otto-Suhr-Institut, die aus solidarischen Spenden der fest angestellten wissenschaftlichen Mitarbeiter und Professoren stammte. Die SAZ, die sozialistische Assistentenzelle, hatte dieses Modell eingeführt. Namen, die für die generöse Aktion standen, waren Elmar Altvater, Johannes Agnoli und Peter Grottian. Wenn ich mich recht erinnere, sollte die Stelle für eine Frau da sein. Ich selbst hatte sie zwei Jahre als Stipendium bekommen, als ich nach meiner Prager Haft im Jahre 1971 erst einmal das Examen abschließen musste.

¹ gehalten auf dem Symposium „Tempus fugit, gender bleibt!“ am 22.10.2009 an der Universität Duisburg-Essen

Schmidt Harzbach bekam diese Stelle nach mir und wollte ihre Dissertation über die Vergewaltigungen von Frauen im II. Weltkrieg machen. Sie bot der 'Courage' an, für das Sonderheft über den Krieg zu schreiben. Sie hatte damals bereits das Buch „Eine Frau in Berlin“ entdeckt, das ja kürzlich erst wieder auf den Markt kam und auch als Film unter dem Titel „Anonyma“ in die großen Kinos.

Ich erinnere mich, wie unsere Redakteurin Christa Müller sich immer wieder mit Schmidt-Harzbach traf und den Text durchging. Was sie und wir nicht wussten, war, dass Doris Janshen die heimliche Mitschreiberin war. Doris Janshen war wohl eine der besten Freundinnen von Ingrid Schmidt Harzbach. Dass beide durch Bars zogen, besonders schick gekleidet waren, ständig gut drauf waren und als unterhaltsam galten, kann als gesichert gelten. Beide wollten viel vom Leben, und viel von den Männern. An hoch geschnürte Stiefel, Felljacken, schicke Mützen erinnere ich mich bei Ingrid Schmidt-Harzbach. Ein Foto zeigt Doris und Ingrid, beide in ähnlichem Outfit. Und Sekt dürfte dabei auch geflossen sein. Doris half, wenn Ingrid Schreibschwierigkeiten hatte, sorgte dafür, dass deren Arbeit fertig wurde. Doris Name wurde in dem 'Courage'-Sonderheft nicht genannt. Und es hat niemand bemerkt, dass er dort hätte stehen müssen.

Es ist gewiss nicht leicht, sich jemanden wie Doris Janshen, die gern sichtbar war, sich auch euphorisch bemerkbar machte, wenn sie Neues erdachte, sich als Unsichtbare und geheime Mitarbeiterin vorzustellen.

Mir ist Doris Janshen bis dahin also immer noch nicht begegnet. Dass sie in Auditorien saß, vor denen ich diskutierte, weiß ich aus Doris späteren Erzählungen. Sie hat an einer der zentralen feministischen Redeschlachten teilgenommen, in denen es um die Ausrichtung der Frauenbewegung ging. Soll die Frauenbewegung sich politisch und sozial orientieren oder eher als spirituelle Bewegung in die Annalen eingehen. Das glitzernde Streitthema wurde zum Scheideweg für die Frauenbewegung. Die ‚Courage‘ entschied sich für die soziale Ausrichtung. Die Präferenz für weiche Themen traf die ‚Courage‘ hart: Die geteilte Leserinnenschaft brachte uns, den Mitarbeiterinnen wie der Frauenbewegung, den Konkurs der Zeitschrift.

Damals war Doris an der Technischen Universität Berlin beschäftigt. Am Lehrstuhl von Hedwig Rudolf brachte sie gemeinsam mit ihr das Ingenieurinnenprojekt zu Ende. Das Thema war damals ganz neu. Doris Janshen brach ständig in neue Sphären auf, auch in die der neuen Technologien. Dort hatte sie die Gewissheit, dass andere ihr nicht so schnell hin folgten.

Sie war stets da, wo es einen Aufbruch gab. Sie war auch in einer Forschungsgruppe über neue Medien. Dass ich ihr dort ebenfalls nicht begegnete, war schon eher erstaunlich, denn ich saß damals im Vorstand des Berliner Offenen Kanals. Klar war, dass es erhebliche inhaltliche Schnittmengen gab und wir uns eigentlich etwas zu sagen hatten.

Merkwürdig war, dass Doris Janshen überhaupt solch einen Schwerpunkt im Bereich Technologien setzte. Schon in ihrer Abschlussarbeit hatte sie sich für das Thema interessiert. „Rationalisierung im Alltag der Industriegesellschaft – Vernunft und Unvernunft neuer Kommunikationstechnologien am Beispiel Japans“, lautete der Titel ihrer Abschlussarbeit. Vielleicht war Technik für sie wie eine fremde Sprache, wie Japanisch vielleicht oder wie das Schwedische, zu dem sie auch immer eine Affinität hatte. Und vielleicht stand die Technologie für die Kommunikation mit Entferntem überhaupt.

Denn eine Anwendung von Technik interessierte sie jedenfalls jenseits der gedanklichen Beschäftigung nicht. Das gehört zu ihren inneren Widersprüchen. Technik gab es bei ihr allenfalls in der Küche, in der sie es am Herd zur Perfektion brachte. Schon beim Tippen aber war Elektrizität nicht mehr von Nöten. Ihr Laptop stand in ihrer Wohnung ungenutzt herum. Eine schriftliche Korrespondenz war mit ihr per Mail unmöglich, ihr Sekretariat musste ihr ja alle Mails ausdrucken und wahrscheinlich auch eingeben. Als Diebe einmal ihre Wohnung heimsuchten, stellten sie den ungebrauchten Laptop zu den Mülleimern, so veraltet war er da bereits.

Kennen lernte ich Doris Janshen endlich, als ich 1984 im Auftrag der Bundestagsfraktion der Grünen das Buch „Übergriffe“ herausgebracht hatte, die erste Studie zur sexuellen Belästigung in Deutschland überhaupt. Ebenfalls 1984 fand in Berlin ein Gynäkologenprozess statt. In einem Berliner Krankenhaus wurde eine Ärztin von zwei Kollegen vergewaltigt. Während die Medien das Opfer als „sexhungriges Monster“ verunglimpften, kamen die Täter als unschuldig verführte Männer davon, die von einer Megäre an den Pranger gestellt wurden. Das Thema sexuelle Gewalt war es also, das uns miteinander verband.

Damals fuhr ich ab und an zu Doris in die Lichterfelder Villa, die sie mit der Künstlerin Gisela Breitling teilte. Für Kunst hat sich Doris schon damals interessiert. Und zwar für die moderne, nicht unbedingt harmonische Kunst. Das wird sie irgendwann auch wieder von Gisela Breitling getrennt haben.

Interessiert am Wohlleben, saß Doris mit dem Buch in der Hand im wild blühenden Garten, nahm eine Blüte zur Hand und atmete den Duft ein, Hund Bella zu ihren Füßen. Innen in der Wohnung stapelten sich die Bücher auf dem Boden, auf Möbeln, auf dem Sofa.

Eine Grenze zwischen Arbeit und Privatem kannte sie nicht. Das Private ist Politisch, hatte es in der Frauenbewegung geheißen und damit möglicherweise eine Tendenz zur grenzenlosen Hinwendung zur Arbeit unterstützt. Die Arbeit ist privat, also auch politisch. Auch wenn das Bekenntnis eigentlich anders gemeint war und sich auf die Gewalt im Privaten bezog, die an die Öffentlichkeit sollte.

Trotz knochentrockener Arbeit, war Doris stets sprühend vor Leben und vor Energie. Sie war eine, die alles in sich mobilisierte. Dass sie diese Energie nicht nur aus sich schöpfte, war mir damals nicht klar. Noch lange nicht.

Doris Janshen hatte die Idee in einem Arbeitskreis Sexuelle Gewalt das Thema aufzuarbeiten und bat mich, dabei mitzuwirken. Dem Vorbereitungskreis der Kampagne gehörten neben mir damals an: Halina Bendkowski, Jörg Fegert, Margret Haus, Dagmar Kampf, Birgit Laubach, Meggi Mandelartz, Luise Morgenthal, Wolf Dieter Narr, Wilfried Rasch, Renate Sadrozinski, Ulrike Teubner, sowie Hanne und Klaus Vack. Doris gehörte damals zum Vorstand des Komitees für Grundrechte, für ZeitgenossInnen unschwer zu erkennen an bestimmten Namen im Vorbereitungskreis. Auch die Kontinuität einiger Mitglieder der Kampagne zur Heinrich Boell Stiftung, deren Vorstand Doris Janshen lange angehörte, ist sichtbar.

Um der Frage nachzugehen, warum Frauen, die Opfer sind, am Ende als Täterin hingestellt wurden, lud der Kreis ein Spektrum an Referenten und Referentinnen ein. Nicht nur Frauen, wie es damals gewiss noch üblich war. Doris Janshen lag nie daran, eindimensional zu wirken. Sie ließ sich nie in enge Schienen pressen. Auch in keine feministische. Ihr ging es darum, Grenzen zu sprengen, die dem Geschlechterverhältnis inhärent waren.

Entsprechend heftig fielen die Reaktionen aus, als 1500 Personen in Köln zur Veranstaltung erschienen. Der Begriff Tribunal war in letzter Minute fallen gelassen worden. In der Dokumentation schrieb Doris Janshen später darüber:

„Heiß her ging es z. B. nach den Beiträgen von Tina Thürmer-Rohr, Volker Elis Pilgrim und Helke Sander. Ob Tina Thürmer-Rohrs Paradigma der ‚Mittäterschaft von Frauen‘ auch auf den Tatbestand der sexuellen Gewalt angewandt werden sollte, wo die Gerichte und das gesunde Volksempfinden ohnedies so schwer von ihrer Sicht der Mittäterschaft von Frauen abzubringen sind, blieb letztlich ungeklärt. Ebenso, welche anderen Begriffe möglicherweise die Einbindung von Frauen in Gewaltverhältnisse jenseits aller Missverständlichkeit bezeichnen könnten. Das Deutungsmuster von Volker Elis Pilgrim, die Mittäterschaft von Frauen im patriarchalen Gewaltkomplott aus ihrer Rolle als Mütter zu klären, provozierte ebenfalls die ZuhörerInnen.“ ZuhörerInnen damals übrigens schon mit dem großen I geschrieben.

Inhaltlich zeigte sich, dass Doris Janshen sich Leute gesucht hatte, die die Diskussion noch auf Jahre bestimmen sollten.²

Psychisch gesehen, muss es Doris, als sie all das aufwirbelte, gut gegangen sein. Dass sie möglicherweise krank sein könnte, darauf wäre ich bei der überbordend, kreativen neuen Freundin nicht gekommen. Dabei saß ich damals schon mit Rita Russland von der Frauenabteilung der IG-Metall an dem Buch: „Sucht: Alkohol und Medikamente im Betrieb.“

In Doris Wohnung entwarfen wir Anträge an das Bundesfrauenministerium, damals unter Rita Süßmuth, Es ging um eine große Studie zur sexuellen Belästigung. Als der Antrag durchkam, war ich bereits in Bonn und arbeitete als Redakteurin für den Vorwärts. Doris zog sich aus dem Projekt zurück. Damals sprang die Sozialforschungsstelle Dortmund in die Bresche.

Der nächste Aufbruch: Doris bewarb sich auf eine Professur. In Berlin gab es kaum offene Stellen. 1991 war es so weit. Sie hatte die Alternative, an die Bundeswehruniversität in München zu gehen oder an die Universität Essen. Essen hatte damals noch den Nachteil, dass die Universität ihr kein Vollstudium der Soziologie anbot. D.h. es gab in den ersten Jahren nur NebenfachstudentInnen.

Dass damals in Berlin ihre Lebensbeziehung gescheitert war und sie das Scheitern mit einem Aufbruch kompensierte, wurde mir nach und nach deutlich.

1991 zog sie um nach Essen, also ein Jahr nach der Einheit. Damals habe ich für den SFB einen Film gedreht mit dem Titel: ‚Nach der Mauer auf der Lauer. Was die schnelle Einheit für Frauen bedeutet.‘ Ich habe Doris für diesen Film beim Umzug gedreht und sie gefragt, warum sie gerade jetzt aus Berlin weggeht.

Doris begründet ihr Weggehen aus der Stadt, in der die 68, die Alternativen Bewegungen und die Frauenbewegung lange so stark waren, weil sich innerhalb der Mauer ein Biotop hergestellt hatte, in dem sich politische Extreme besonders schnell erhitzen. Extreme von rechts wie von links übrigens. Ich spiele einmal den Anfang dieses Films an, also den Teil, in dem es um Doris Janshen geht. Auch um zu zeigen, welche Doris damals hierher nach Essen kam: Ein wacher Mensch, eine unternehmungsfreudige Frau. Voller Lust auf Leben.

² Das Buch „Sexuelle Gewalt“ ist 1991 im Verlag Zweitausendeins erschienen.

Doris Janshen sagte damals also: „Es ist ja toll, was hier passiert ist seit dem 9. November. Auch ich habe damals Tränen vergossen. Von daher muss man das natürlich sehr positiv bewerten. Aber ich sehe auch, dass eben die Mentalität, die mich genervt hat, wenn ich durch die DDR gefahren bin. Die Leute, die mich bewacht haben, denen ich meinen Hund vorführen musste. All diese Menschen kommen jetzt hier rüber und mal ganz kurz und knapp gesagt: Ich finde, es kommt auch eine ganze Menge Mief rüber. Unsere Generation war ja damals daran interessiert zu sagen: Nicht nur konsumieren, nicht nur Geld, nicht nur diese ganzen Vorteile der kapitalistischen Gesellschaft, sondern auch sehen, was sie uns auch an Nachteilen bringt und wir waren bereit, dafür Nachteile hinzunehmen. Nun kommt eine revoltierende Generation von drüben, aber man will haben-haben-haben. Und das macht mir natürlich auch Probleme, so sehr ich es verstehen kann, dass jemand lieber besseren Kaffee trinkt. Ich, wenn ich durch die DDR reise, gucke ich auch, dass ich in Westdeutschland meinen Kaffee trinke, weil er drüben so schlecht geschmeckt hat. Das ist nur ein kleines Beispiel. Und deswegen meine ich auch, dass ich Respekt vor diesen Wünschen habe, aber ich habe auch den Eindruck, dass durch diese berechtigten Wünsche eine Zukunftsorientierung für unsere Gesellschaft, auf die wir immer noch angewiesen sind, ein Stück weit zugeschüttet, erschwert wird, und ich kann mir vorstellen, dass ich in Westdeutschland leichter an diese Traditionen im Moment anknüpfen kann, weil das, was von Berlin mal als ganz neu ausgegangen ist, ist da inzwischen auch ankommen. Also dafür muss ich nicht mehr in Berlin bleiben.“³

Doris Janshen hatte damals keine Lust, mit all denen noch einmal von vorn anzufangen, mit ihnen das Vorhandene neu zu erarbeiten. Man bzw. frau sieht: Die agitatorische und mitreißende Doris Janshen war keine Pädagogin. Sie fürchtete die Wiederholung.

Was Doris nicht bedacht hatte, war, dass mit der üblichen zeitlichen Verzögerung, die Berufungen auf Lehrstühle innewohnt, erst wenige 68er in Essen angekommen waren. So dass Doris kommunikatives Umfeld im Ruhrgebiet begrenzt blieb, enger als es das in Berlin je sein konnte.

Sie geriet in ein Umfeld von ganz anderer Tradition: Ein Umfeld der SPD, der gewerkschaftlichen Organisationen, denen auch die Frauenforscherinnen nicht allzu fern waren. Diese verdankten ihren Aufstieg der Bildungsreform der SPD und dankten es der Partei. Doris trat der SPD sogar bei, merkte aber schnell, dass sie dort fehl am Platz war. Dennoch blieb sie, weil wohlmeinende ASF'lerinnen ihr rieten, dass sie sich durch einen Austritt mehr schaden würde, als wenn sie nie beigetreten wäre.

Doris Janshen lernte also, sich in der Großorganisation dieser NRW Universität zurechtzufinden zwischen den üblichen Stolperdrähten. Es gab Netzwerke von der Universität zum Ministerium und zurück. Samt Begleitprogramm, in dem die neu gebackene Professorin gemobbt wurde. Belästigung in Form von Pornoplakaten hingen an ihrer Institutstür. Einmal wurde sogar ein Buffet vollständig zerstört, zu dem sie nach einer Konferenz eingeladen hatte.

Beim Mobbing stinkt der Fisch vom Kopf her, das spürte Doris Janshen. Statt sich weiter um ihren spirituellen und wissenschaftlichen Aufbruch zu kümmern, der ihr gut tat, musste sie zur Selbstverteidigung übergehen, um den Stier bei den Hörnern zu packen. Das war eine ganz

³ „Nach der Mauer auf der Lauer – Was sich im Leben von Westfrauen durch die schnelle Einheit verändert hat.“ Autorin: Sibylle Plogstedt, SFB 1990, 45 Minuten

andere Art von Aufbruch. Und es kam eine ganz andere Doris heraus. Nicht mehr die gutmütig, gedanklich sprühende, frozzelnde. Jetzt ging es um die Macht.

Jahrelang engagierte Doris Janshen sich in Gremien. Sie wurde zur gefürchteten Strippenzieherin, stürzte Rektoren, vielleicht auch eine Rektorin. Die Zahl ihrer Feinde und Feindinnen, von Neiderinnen mal ganz zu schweigen, stieg bei dieser Art von Selbstentwurf heftig an und machte auch vor der Frauenszene nicht Halt. Nur mit einigen konnte sie sich dauerhaft versöhnen. Die übrigen wurden in einen respektvollen Abstand gebracht. „Ich bin gefürchtet“, sagte sie.

Doris selbst aber kam dabei zu kurz. Ihre Fähigkeiten, sich intellektuell ständig neu zu erfinden, lagen brach. Die Zahl der Aufbrüche, die sie ihr Leben lang gewagt hatte, und die ihr Lebenskraft gaben, nahm ab. Vielleicht lag hier der Punkt, an dem ihre Krankheit unumkehrbar wurde. Irgendwann hatte sie die Nase voll von all den Gremien und dem Zeitklauf, der damit verbunden war. Damals wusste sie schon, dass es ihr größter Fehler war, aus Berlin fortgegangen zu sein.

Ihr nächstes Problem: in den mittelgroßen Städten herrschte in Nordrhein-Westfalen die verheiratete Gesellschaft vor. Es gab kaum eine Kultur für Alleinlebende, während in Berlin die Alleinlebenden in den Bewegungen sogar zahlenmäßig dominierten. Da ich in Bonn ähnliche Erfahrungen machte, entspann sich zwischen Doris und mir ein fast täglicher telefonischer Gesprächsfaden, um mit der Fremdheit der Stadt, der Lebenskultur, der Universität, den Gremien und last and not least: der verheirateten Frauenbewegung, klarzukommen. Irgendwann nahm sich Doris wenigstens wieder eine Wohnung in Berlin. Das machte sie glücklich, war aber schon zu spät.

In den Telefonaten erfuhr ich, wie viel Doris hat einstecken müssen, weil sie sich nie weggeduckt hat, sondern ihren Hund Bella mit bunter Schleife geschmückt stets mit sich nahm, auch in die Gremien. Es war das Wesen, das sie nährte und das von ihr ernährt wurde. Sie fütterte Bella zum Nachtisch mit Weintrauben und ging täglich mit ihr zum Baldeney-See.

Aus dieser Lebensnähe von Bella und Doris entwickelte sich das „Tierchenprojekt“, wie sie ihr Forschungsprojekt liebevoll nannte, in dem sie die Kommunikation von Mensch und Tier untersuchte und ihren Ekel gegen Tierversuche abarbeitete. Dass sie dabei auch Kontakt pflegte zu Gruppen, die Versuchstiere befreiten, sei nur am Rande bemerkt.

Das von ihr herausgegebene Buch: „Frauen über Wissenschaften – die widerspenstigen Erbinnen der Männeruniversität“ leitet sie ein mit der Einschätzung, dass die berühmte Pflanzen- und Insektenforscherin Maria Sibylla Merian als Künstlerin in Verbindung mit der Wissenschaft eine Ausnahmeerscheinung war. Vielleicht hat sie sich unbewusst mit ihr verglichen, denn sie schrieb: „Widerspenstige Erbinnen der Gegenwart haben ihr zu danken, denn sie hatte persönlich und wissenschaftlich den Mut zur Abweichung, sprich Eigenständigkeit.“

Die eigenständige Vorläuferin präsentierte als Wissenschaftlerin und Künstlerin die Umwandlung von Raupen in Schmetterlinge im Umfeld ihrer Nährpflanzen. Fortan wurden bei Doris Janshen am Geschlechterkolleg ebenfalls Raupen zu Schmetterlingen gewandelt und denen, die das beobachten konnten, wurde der Maria Sibylla Merian Preis verliehen. Zeitweise war der Preis gesponsert durch die Telekom. Das von ihr gegründete Kolleg war ein Ort des Aufbruchs, von dem aus sie andere in ihren Aufbruch zu verweben und mitzunehmen

suchte. Lange ist ihr das auch gelungen. Nur am Ende ihres Lebens hatte sie nicht mehr die Kraft, die Mittel dafür einzuwerben.

In unseren Gesprächen kristallisierte sich mehr und mehr Doris Geschichte heraus. Der Vater, ein Kriminalkommissar, schlief mit der Pistole auf dem Nachttisch. Unter seinem Kriegstrauma lebte die Familie. Sie rettete den kleinen Bruder, nahm ihn aus den familiären Streitigkeiten heraus. Der Bruder war die Person, die ihr emotional am nächsten stand. Weil sie ihm half, konnte sie alles ertragen. Sie brauchte ihn als emotionalen Bezug und konnte es kaum verwinden, als er sich – therapiegestählt – von ihr löste und sich verheiratete. Auch er wurde erwachsen. Darüber klagte sie am Telefon. Und auch davon, dass die Mutter ihr, als der zu mächtig und überlebensklug geratenen Tochter nie die Anerkennung zukommen ließ, auf die die Tochter bis zum Ende zumindest gehofft hat, wenn es denn schon eine Kindheit ohne Liebe sein musste.

In ihrer Wissenschaft taucht das Familienthema Krieg auf, kurz nachdem sie in Essen angekommen ist. Essen, sie hätte ahnen können, worauf sie sich da einließ, so nahe bei Krefeld, ihrer Heimatstadt. Es muss ein blinder Fleck gewesen sein. „Tod und Töten. Zur Geschlechterpolarisierung im Krieg“, heißt 1993 ein Text.⁴ Darin heißt es: „In Kriegszeiten ... reduzieren sich diese erkämpften und vielfältigen Handlungsräume auf die Enge der geschlechtsspezifisch zugewiesenen ‚Notwendigkeiten‘. Angelpunkt dieser scheinbaren Neuorientierung von Frauen und Männern ist das veränderte Verhältnis zum Tod und zum Töten. Die Ordnung der Gewalt im Krieg wirkt - gerade auch Geschlechtsrollen regelnd – auf die Vorkriegszeiten ein. Fraglich scheint es dagegen zu sein, ob bzw. wie die ‚Friedensordnung des Lebens‘ den Krieg in seine Schranken weist.“

Wie lange hat die Todesfrage, die durch den Krieg in der Familie auftauchte, sie schon begleitet? Als ihre Freundin, die lebenshungrige SDS'lerin und Feministin Ingrid Schmidt-Harzbach sich in Berlin vom Funkturm stürzte – Doris war da schon in Essen – ist mir das nicht bewusst geworden. Außer vielleicht in ihrem regen Interesse an möglichen Todesmotiven der Freundin, die sie selbst nicht berührten.

Anders, als ihr Hund Bella starb. Nach Bella gab es keinen Hund mehr für sie. Sie hatte das Gefühl, das das Tier für sie gestorben war. Dass Bella ihr ihre Krankheit abgenommen hat. Ich hätte ihr gewünscht, dass Bella das gekonnt hätte. Ich ahnte, dass damit ihr Wunsch nach Liebe gemeint war.

Liebe war eines ihrer Lebensthemen. Ein Thema, für das das Wort Herrmann Hesses gelten darf: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft, zu leben. Wir sollen heiter Raum um Raum durchschreiten, an keinem wie an einer Heimat hängen, Der Weltgeist will nicht fesseln uns und engen, er will uns Stuf' um Stufe heben, weiten.“

Manches Mal, wenn ich bei ihr anrief, traf ich sie an beim Fernsehen. Es lief ein Liebesfilm. Den müsse sie sehen für ihr neues Projekt. Sie tauchte weg, irgendwann habe ich seltener angerufen. Sie zeigte sich fast nie offen im Umgang mit ihren Schwächen und Krankheiten. Vielmehr hatte sie Sorge, dass ich davon etwas mitbekomme. Sie erschrak, wenn sie spürte, dass das der Fall war. „Ausgerechnet du musst jetzt anrufen“, sagte sie.

⁴ S + F. der Vierteljahresschrift für Sicherheit und Frieden.

Bei all dem war Doris ein wirklich hilfsbereiter Mensch. Auch wenn die eigene Hilfe sie selbst belastete. Ich verdanke ihr zum Beispiel viel Zeit, in der sie mir zuhörte, als ich meine tschechoslowakische Gefängniserfahrung aufarbeitete. Auf der Suche nach der Mitgefangenen Marta, die mich einer Tortur von psychischer Folter unterzogen hatte. Damals war Doris immer wieder für mich da. Ich war auf der Suche nach Marta in Böhmen, sie in Essen. „Marta ist nicht da“, klagte ich und war schon wieder auf dem Weg nach Prag. „Fahr noch einmal hin“, ermutigte sie mich. Und war damit eine Art Co-Therapeutin.

Selber hatte sie ihre Therapie früh in Berlin abgeschlossen. Sie lebte in der falschen Gewissheit, das hinter sich zu haben. Und merkte erst spät, dass sie selber längst wieder Hilfe brauchte.

Für ihr Dasein für andere erwartete sie etwas zurück. Das ist nur menschlich. Komischerweise erhielt sie es ganz selten. Wenn sie einer Wissenschaftlerin immer wieder Gutachten schrieb, und die sich nicht einmal mit einem Blumenstrauß bedankte, war sie wütend. Dann tat es ihr fast leid, so viel für die Kollegin getan zu haben. Wenn sie dann von derselben auch nicht in Netzwerke einbezogen wurde, sie also nichts zurück bekam, erst recht.

Zu meinem 60. Geburtstag, den ich im Bonner Frauenmuseum feierte, sprach Doris über die Zeitgenossenschaft, in der wir beide lebten. Abenteuer gehörten zu unserem Alltag und Brüche allemal. Genauso wie der Bruch mit der Familie und mit den bis dahin üblichen Lebensnormen. Und die überlange Pubertät. „Heute geht man ja davon aus, dass man mit 44 noch zu den Jugendlichen zählt“, sagte sie.

Unseren über Jahre geführten minutiösen Austausch nach dem Ende der radikalen Frauenbewegung haben wir nie zu Papier gebracht. Dabei versuchten wir beide mit unserem – wie sie es nannte – “Absturz in die Provinz“ klar zu kommen, und herauszufinden, wer wir in der neuen Lebenswelt nun sind. Die Institution verlangte uns einen Spagat ab zwischen Institution und Bewegung. Doris: „Der Spagat, den viele von uns leisten mussten zwischen den Institutionen, die wir immer verachtet und gemieden hatten, und der Notwendigkeit, sich da nun doch einzufügen, ohne das erlernt zu haben, denn was man verachtet, hat man nicht unbedingt erlernt. Und den Anspruch, die erlernten politischen Ansprüche und den Ansprüchen, von denen man überzeugt ist, dort weiter zu realisieren.“

Bei aller Leidenschaft für Extremität, hoffte sie, dass es mir, uns beiden, einmal möglich sein würde, vorzuleben, wie unsere Art Frauen uns im Alter neu erfinden können. Sie ging davon aus, dass wir im Alter innerlich geordnet ankämen, so dass wir – so hoffte sie - „bei der Wahl neuer Abenteuer entscheidend vorgehen können. Dass wir nicht mehr in jedes hineinplumpsen müssen, sondern – endlich erwachsen - wählen können, worauf wir uns einlassen.“

Doris hatte leicht ironisch von unserer Alterskohorte gesprochen und sich in die Nachfolge zu mir gestellt. Sie war ein Jahr jünger als ich.

Doch Homo Ludens! Wenn schon die Verhältnisse nicht mehr zum Tanzen gebracht werden, dann doch wenigstens die Wissenschaft. Doris Janshen war dabei Akteurin und Regisseurin zugleich. Das Spielen war in der Wissenschaft eine Grundfrage, die sie schon früh anschnitt.

„Der Soziologe ist nicht in die Betrachtung von Akteuren versunken, die ein Stück aufführen. Er trägt dazu bei, das Stück allererst zu entdecken, das eines Tages geschrieben werden wird, weil es zunächst gespielt worden war. Besser noch, er arbeitet mit den Akteuren, damit sie

gemeinsam erkennen lernen, was überhaupt gespielt wird.“ Dieses Wort von Alain Touraine hat sie ihrer Dissertation, die sie bei Theo Pirker und Klaus Heinrich geschrieben hat, voranstellt.

Das Spiel, das sie zuletzt inszenierte, hieß ‚Mind Dancing.‘ Und das war es auch. Ein Meeting of Arts and Sciences. Wenn schon die Verhältnisse ehern daher kamen, galt es den Geist zum Tanzen zu bringen. Lecture und Performance verschmolzen miteinander. Spielerisch wagte sie den Cross over von der Wissenschaft zur Kunst.

Satie, Cage und Schönberg standen neben Warhol und Pina Bausch Pate. Es ging um ein synästhetisches Sein und Arbeiten. Doris Janshen, die bei der Aufführung im Stakkato Wortfetzen mal schnell, mal langsam, mal schnalzend, mal zischend als Laute von sich gab, verschmolz mit der neuen Musik. Und zeigte, was aus der Sicht der Neurowissenschaft Synästhesie meint: „In der Wahrnehmung verschwinden für die betroffene Person Sinneseindrücke wie Hören, Sehen, Riechen in vielfältigen Variationen. Viele Künstler, die im Sinne der Synästhetik gearbeitet haben, hatten synästhetische Erlebnisse im Verständnis der Medizin als Basiserfahrung für ihr künstlerisches Tun.“

Für Doris war Kollektivität stets eine wichtige Größe. Auch wenn sie es nie über lange Phasen leben konnte. Im Drehbuch heißt es über den Chor: „Das Wollen der Gruppe ist nicht utopisch. Das chorische Miteinander findet nur zeitweilig statt. Alle Sparten und Disziplinen haben auch ihr Solo. Es ist demnach nicht zufällig, dass der Wissenschaftler und die Wissenschaftlerin, die Sängerin, die Tänzerin, der Pianist, der Hornist und die Klarinetistin jeweils einzeln die Bühnen betreten und entsprechend verlassen.“ In der Aufführung trat der Chor der Performer aus Wissenschaft und Kunst wie in der griechischen Tragödie zusammen.

„Jetzt bin ich bald da, wo ich hin will“, sagte Doris mir. Ich war damals mit einem Forschungsprojekt über ‚Die soziale Lage von DDR Häftlingen‘⁵ bei ihr gelandet. Sie fragte mich nach einem Agenten, der ihr Auftritte vermitteln konnte. In Essen konnte das Werk im Theater tatsächlich aufgeführt werden. Es hätte wohl auch einen Platz finden können unter den Projekten für 2010, also im Rahmen von Essen als Kulturhauptstadt. Eigentlich war Doris wirklich fast da, wo sie hinwollte. Der Gipfel währte nur kurz. Die Gruppe, mit der sie das Projekt entwickelt hatte, zerfiel. Dabei hatte sie deren Mitglieder so sorgfältig ausgewählt, zu manchen hatte sie den Kontakt über viele Jahre gepflegt.

Es ist, als sollte Doris, die mit ihren Aufbrüchen alle fasziniert hat, die Vollendung nicht erreichen dürfen. „Du hast wenigstens eine gute Pension“, versuchte ich sie einmal zu trösten. Immerhin näherte sie sich der Altersgrenze ja auch langsam und hatte sich viele Gedanken darüber gemacht. „Wer weiß, ob ich die noch erreiche“, antwortete sie.

Einzeln hat Doris Janshen die Bühne betreten, dort das Kollektiv, die Kohorte und schließlich den Chor entdeckt. Einzeln ist sie gegangen.

Zum Abschluss noch einmal Hesse:

„Es wird vielleicht auch noch die Todesstunde
Uns neuen Räumen jung entgegen senden,
Des Lebens Ruf an uns wird niemals enden...
Wohlan denn, Herz, nimm Abschied und gesunde!“

⁵ Erscheint voraussichtlich 2010 unter dem Titel ‚Knastmauke‘